

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werththätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitung) 1.15 Mk. vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeld.

Chefredaktion:  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

Inserate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Vereinskonzessionen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Das militärische Europa.

\* Leipzig, 31. August.

Die Zeit des Helidentums im alten Stil ist für immer vorüber. Der Krieg ist ein gewerbliches Unternehmen in großem Umfang geworden und bei dem Konkurrenzkampf zwischen zwei feindlichen Mächten muß heute der Sieg demjenigen verbleiben, der die größten Streitmassen auf einen Punkt zu werfen versteht. Nicht der Heldenmut und die Aufopferung tapferer Männer allein können heute mehr eine Entscheidung bringen; der Mensch ist einfach „Material“, das von den mechanischen Mordmaschinen unserer Zeit verbraucht wird.

Wenn sonach heutzutage eine militärische Macht einer anderen überlegen ist, so gründet sich diese Überlegenheit in erster Linie auf die größere Bevölkerungsziffer, aus der die größeren Armeen gezogen werden können. Alles andere — wir sprechen natürlich nur von den modernen Militärstaaten Europas — kommt erst in zweiter und dritter Linie.

Zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts war ohne Zweifel Frankreich die erste Militärmacht Europas. Die Franzosen bildeten eine geschlossene Masse von fünfundsiebenzig Millionen. Die Militärmächte, die mit diesen kämpften, waren ihnen einzeln nicht gewachsen. Das deutsche Reich war zerstückelt, Italien desgleichen, England war mehr Seemacht, und Rußland konnte damals nicht für voll gerechnet werden. Aus den fünfundsiebenzig Millionen nahm Carnot 1793 die berühmten vierzehn Armeen, die die von dem englischen Staatsmanne Pitt gegen die französische Republik gebildete europäische Antijacobiner-Koalition besiegten. Die fünfundsiebenzig Millionen waren die so lange Zeit unerschöpfliche Quelle für die Helatomben, die die militärische Autokratie Napoleons I. erforderte.

Das ist alles heute ganz anders geworden. Nach dem Kriege von 1870 haben diese Verhältnisse sich durchaus zu Ungunsten Frankreichs verschoben. Deutschland hat zur Zeit etwa 52 Millionen Einwohner, Frankreich nur 39 Millionen. Deutschland hat seit 1891 um 2800000 Köpfe zugenommen, Frankreich aber nur um 133000. Daraus ergibt sich eine furchtbare militärische Überlegenheit Deutschlands über Frankreich. Sie erscheint noch furchtbarer, wenn man bedenkt, daß der Bevölkerungszuwachs in Frankreich fortwährend zurückgeht, und daß in absehbarer Zeit, vielleicht in einem Jahrzehnt, die Bevölkerungszahl direkt sinken wird. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, die dem stupiden offiziellen

Gelehrtentum ein Rätsel geblieben zu sein scheint, ist in den Wirkungen der kapitalistischen Ausbeutung zu suchen. In Frankreich sucht der arme Mann sein Elend dadurch einigermaßen zu „korrigieren“, daß er sich der Kinderzeugung enthält; er will weder eine hungerige Kinderzucht im Hause haben, deren Erhaltung ihm obliegt, noch will er viele Geschöpfe in die Welt setzen, denen nur das gleiche Elend wie ihm selbst beschieden ist. Daher hat der malthusianische Grundsatz des Zweikindersystems in Frankreich sich so sehr eingebürgert und führt schließlich zur Abnahme der Bevölkerung. Diese Sitte oder Unsitte, die von keiner Gesetzgebung des Klassenstaates getroffen werden kann, wirkt natürlich mit Wucht auf die militärischen Verhältnisse zurück.

In Frankreich kann eine Steigerung der Aushebung nicht mehr bewirkt werden. Nach dem Militärgesetze von 1889 werden alle dienstfähigen jungen Männer ausgehoben und in Dienst gestellt.

Bis 1892 haben die Franzosen jährlich mehr Rekruten ausgehoben, als die Deutschen. Sie stiegen in Frankreich auf durchschnittlich 212000 Mann, während es in Deutschland nur etwa 170000 Mann waren. Das Gesetz vom Jahre 1893 brachte im deutschen Reich jährlich etwa 285000 Mann, wozu noch über 30000 Freiwillige kamen. In Frankreich war kein Mann überzählig, in Deutschland 1894 schon mehr als 14000 Mann.

Wenn die Bevölkerung Deutschlands in der bisherigen Weise zunimmt, dann werden wir im Jahre 1900 etwa 58 Millionen Einwohner zählen, und man wird über 300000 Rekruten jährlich verfügen können gegenüber 230000 französischen. Das ist ein Übergewicht von 70000 Mann jährlich; soviel wie drei Armee-corps. Dagegen kann Frankreich mit seiner sinkenden Bevölkerungszahl nicht mehr auskommen.

Dazu kommt, daß in Deutschland die Wehrpflicht noch nicht vollständig durchgeführt ist, worüber natürlich die militärischen „Fachmänner“ große Klagen führen. In Deutschland sind in den letzten sechs Jahren 1300000 Mann zum Dienst eingezogen worden, während 1120000 Mann zur Ersatzreserve und zum Landsturm kamen, also im Frieden keinen Dienst hatten.

Diese Erscheinung ist sehr interessant. Der Militarismus findet hier seine natürliche Grenze; er wird zu kostspielig für uns. Ein vollstündliches Wehrsystem würde Deutschland nicht, wie die Chauvinisten schreien, wehrlos machen, sondern bei kürzester Dienstzeit die Wehrkraft verdoppeln und dabei doch nicht entfernt so viele Kosten verursachen. Aber die Paradedemarsche mit dem Stochschritt würden darunter leiden,

und diese sind nun einmal ein integrierender Teil der Herrlichkeit des deutschen Reichs.

Wir sind also den Franzosen heute schon so überlegen, daß diese für sich allein, wenn sie wieder eine Abenteuer-Regierung à la Napoleon III. bekämen, gar nicht daran denken könnten, Deutschland anzugreifen.

Das Bewußtsein dieser numerischen Schwäche hat in Verbindung mit den unaufhörlichen Anzapfungen Bismarcks, des größten Franzosenfressers unserer Zeit, die Franzosen zu dem tollen Streich getrieben, sich dem russischen Jarentum in die Arme zu werfen. Allerdings sind es vorwiegend die große Bourgeoisie und das elende Spießbürgertum, die in Frankreich die widerwärtigen Kosaken-Verbrüderungsgelien aufzuführen. Die Russen machen ihr Geschäft dabei; sie haben dadurch mehr Einfluß in Europa als jemals seit dem großen Fürstenfreikrieg von 1813.

Der durch russische Intrigen schon halb gesprengte Dreibund ist ein Notbehelf Bismarcks gewesen gegenüber dem wachsenden Einfluß Rußlands auf die Gestaltung Europas.

Unsere Chauvinisten werfen sich, wenn sie auf die nunmehrige Überlegenheit Deutschlands über Frankreich zu sprechen kommen, mit vollem „nationalen“ Stolz in die Brust und frohlocken, daß der „Erbfeind“ endlich definitiv „untergeklügelt“ ist.

Wir sehen in dem gegenwärtigen Zustand nicht den mindesten Grund zum Frohlocken, sondern eher das direkte Gegenteil.

Der Militarismus in seiner modernen Beschaffenheit und die technische Entwicklung der Feuerwaffen haben es, wie wir gesehen, dahin gebracht, daß der Militärstaat, der die größten Massen auf die Beine bringen kann, den anderen unbedingt überlegen ist. Wenn nun aber Deutschland infolge seiner Überlegenheit über Frankreich das zweifelhafteste Glück hat, der erste Militärstaat Europas zu sein — ein Glück, das obendrein durch den Dreibund sehr wesentlich beeinträchtigt wird — glaubt man denn, daß dieser Zustand nunmehr ewig so bleiben wird? Wenn wir jetzt bedeutend zahlreicher sind, als die Franzosen, so sind die Russen zahlreicher als wir. Der russische Militärstaat hat sich noch nicht ganz in modernem Sinne ausgestaltet, aber er ist auf dem Wege dahin. Er baut Eisenbahnen und Europa borgt ihm das Geld dazu; die Industrie wächst und mit ihr der Handel; mit anderen Worten: Rußland wird erst ein europäisches Gemeinwesen. Ist es so weit, dann ist uns Rußland aber auch militärisch überlegen, denn es hat 92 Mill. Einwohner in Europa und 16 Millionen in Asien und

## Seuiletton.

102]

Nachdruck verboten.

### Die von Hohenstein.

Roman von Friedrich Spielhagen.

Auch kam Peter Schmitz — was er sonst niemals gethan hatte — oft auf die alte Zeit zu sprechen, auf den alten wunderlichen Vater, wie er sich mit seinen schlechten Rezepten so jämmerlich gequält und doch so überaus jämmerliche Tinte fabriziert habe; und vor allem sprach er viel von Margarete, nicht von der jetzigen krankheitsgebrochenen, sondern von dem bildschönen Mädchen mit den sanften, dunklen Augen, die er so grenzenlos geliebt und die ihm seine Liebe so schlecht vergolten hatte. Besonders zu Ottilien sprach er gern von jener Zeit.

Es ist alles wieder, wie es damals war, pflegte er zu sagen, das Rad hat einen vollen Umschwung gehabt und mich wieder an die alte Stelle gebracht. Ein alter grünlücker Mann und ein herziges Ding von einem Mädchen; — nur fehlt mir zu der Tochter der Zunge, an dem ich meinen Verger auslassen könnte; ich wollte, ich hätte so einen Jungen! — Früher habe ich wohl manchmal geglaubt, der Wolfgang könnte es einmal werden, wenn sein Vater, dem ich kein langes Leben gab, stürbe und der Zunge mit seiner Mutter allein und verlassen stände in der Welt. Nun aber ist der Bursch ein vornehmer Mann geworden — Offizier, erade wie damals sein Vater war, nur daß er geschickter ist, sich unter seinesgleichen nach einer Frau umzutun und die windige Heutungsfrage mit der Erbschaft des

alten auf Rheinfelden aufzubessern. Freilich gegen das letzte Item hätte der Herr Vater auch wohl nichts gehabt, und daß er eine Resalliance eingegangen ist, hat er bitter genug bereut. Hole der Teufel diese Hohensteins! Sie sind der Fluch meines Lebens gewesen.

Aber Onkelchen, sagte Ottilie; wie heftig und ungerecht Du nun wieder bist! Hast Du nicht selbst gesagt, daß Wolfgang sich neulich gegen Dich so brav bekommen habe! Hast Du denn das schon wieder vergessen?

Ah was! sagte Onkel Peter ärgerlich; ich hab' es nicht vergessen, aber er hat's vergessen, sonst würde er wohl einmal in diesen vier langen Wochen hereingeschaut und gefragt haben: Wie geht's, Onkel? Ist Dir's nicht schlecht bekommen? oder dergleichen. Das hätte er trotz seiner Heutenants-epauletten immer thun können. Ich habe den Burschen so lieb gehabt; ich könnte fuchswild werden, wenn ich denke, daß er nun auch so ein — ruhig, Peter, ruhig! Da sitze ich und schwache und habe noch wer weiß wie viel zu thun. Adieu, Mädel! In einer Stunde komme ich wieder. Da sollst Du mir was vorspielen und singen. So la-la. Adieu, Kind!

### Stebenundvierzigstes Kapitel.

Onkel Peter ging aus der Stube; Ottilie blieb in dem Erker sitzen, öffnete das Fenster und schaute durch den Ephen auf die Gasse, in welcher der Abend bereits zu dünnern begann.

Obgleich es erst gegen Ende des Februar war, zog doch schon der warme Hauch des Frühlings durch die Luft; mit fast sommerlichen Tönen hatte sich der safranfarbene Himmel geschmückt, der über die spitzen Giebel der gegenüberliegenden Häuser hereinschaute. In der Gasse war es still — nur

von Zeit zu Zeit tönten aus der Ferne die Freudencufe spielender Kinder.

Dem jungen Mädchen kamen die Uplandschen Berge in den Sinn, und sie sang sie leise vor sich hin:

„Nun, armes Herze, sei nicht bang!  
Nun muß sich alles, alles wenden!“

Was soll sich wenden? sprach sie lächelnd zu sich selbst. — Bin ich nicht so glücklich, wie ich es damals, als Vater starb, nie wieder im Leben zu werden hoffen konnte. Freilich, der arme Onkel! Er hat gewiß seine rechte Not; und daß ich ihm nun auch zur Last sein muß, ist sehr schlimm; aber was soll ich thun? Er wird bei der leisesten Andeutung: Ich möchte mir mein Brot bei anderen Leuten verdienen, so böß; ich wage es gar nicht, wieder davon anzufangen, ich muß schon sehen, wie ich mich ihm hier im Hause nützlich machen kann.

Das also würde sich schon wenden! Was aber hätte sich noch sonst zu wenden? Was ist jenes geheimnisvolle „alles“, von dem das Lied spricht? Jenes „alles“, das die lauer Frühlingslüfte, die schaffenden, webenden, schaffen und weben sollen? Was ist es? Wo ist es? Blüht es im fernsten, tiefsten Thal? Blüht es in stiller Heimlichkeit im eigenen, tiefsten Herzen?

Doch wohl im Herzen! Warum wäre sonst das Herz so bang? Was willst Du armes, banges Herz? Was willst Du? Liebe!

Und liebst Du nicht? Liebst Du nicht den herrlichen Mann mit den krausen, grauen Haaren und den strengen Augen, die so freundlich lächeln, sobald ihr Blick auf dich fällt? Liebst du nicht die gute Tante, die mit nimmermüder, rührender Bärtlichkeit für die Ahrigen sorgt? Liebst du